

<b>Zeitschrift:</b>	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
<b>Herausgeber:</b>	Pestalozzigesellschaft Zürich
<b>Band:</b>	42 (1938-1939)
<b>Heft:</b>	13
 <b>Artikel:</b>	Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee
<b>Autor:</b>	Eschmann, Ernst
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-668357">https://doi.org/10.5169/seals-668357</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

gen Mailüfte rausche von allen Seiten Unheil heran; es wunderte mich nicht, als mich Frau Andreesen mit verweintem Gesicht empfing. „Jesus, Jesus“, rief sie. „Der Schrecken, die Schande! Wir waren kaum aufgestanden, da kamen zwei Schutzleute in die Wohnung. Alles haben sie nach Ihnen ausgefragt, alles aufgeschrieben. Wir haben natürlich gesagt, wie Sie ein fleißiger junger Herr sind und nur dann und wann mal Ihren wilden Tag haben.“ Während die Frau an mich hinsprach, kam Sekretär Andreesen in geschniegeltem und gebügeltem Staat aus der Kirche und blickte etwas unsicher, aber mit stummem, schwerem Vorwurf nach mir. Wie beneidete ich den höflichen Mann, den ich bereits heimlich über die Schulter angesehen hatte; wie rein stand er in seiner vornehmen Spießbürgertümlichkeit vor mir!

Ich saß mit wüstem Hirn im Zimmer am Bettrand. Eine tiefe Traurigkeit erfüllte meine Seele.

Urmächtig sprangen im Herzen die Quellen des Heimwehs auf. Solange es uns gut geht, ist es leicht, in der Fremde das Haupt stolz zu tragen, aber wenn uns die Erde unter den Füßen zu schwanken beginnt, da möchten wir in die Heimat wie ein Kind in den Schoß der Mutter flüchten. „Duglörli! Duglörli!“ An ihre Brust hätte ich meinen Kopf lehnen mögen. Da ist Heimat, da ist Treue, da ist Liebe! Wie glühendes Eisen bohrte sich der Gedanke in die Seele: Du bist, wenn auch nur als Zufallszeuge, in einen schmutzigen Prozeß wegen falschen Spiels verwickelt. Das bricht dir, deinen Hoffnungen und Plänen vollends das Genick! Hätte ich der Eingebung des Augenblicks folgen können, so wäre ich Hals über Kopf in die Heimat abgereist. Ich war aber der Gefangene meiner Zeugenpflicht, die ich nicht zu verleihen wagte, weil ich davon neues Unheil befürchtete.

(Fortsetzung folgt.)

## Ostern.

Die Engel spielen noch ums Grab,  
Doch er ist auferstanden!  
O trüg ich meinen Pilgerstab  
Nach jenen Morgenlanden,  
Zur Felsenklippe  
Mit hohler Gruft,  
Denn er ist auferstanden!

Wer nur sein eigner Göze war,  
Geht unter in dem Staube,  
Mit jener lichten Engelschar  
Verschwüfft nur der Glaube:  
Wer liebend strebt,  
So lang er lebt,  
Der hebt sich aus dem Staube!

August Graf von Platen.

## Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee.

Von Ernst Eschmann.

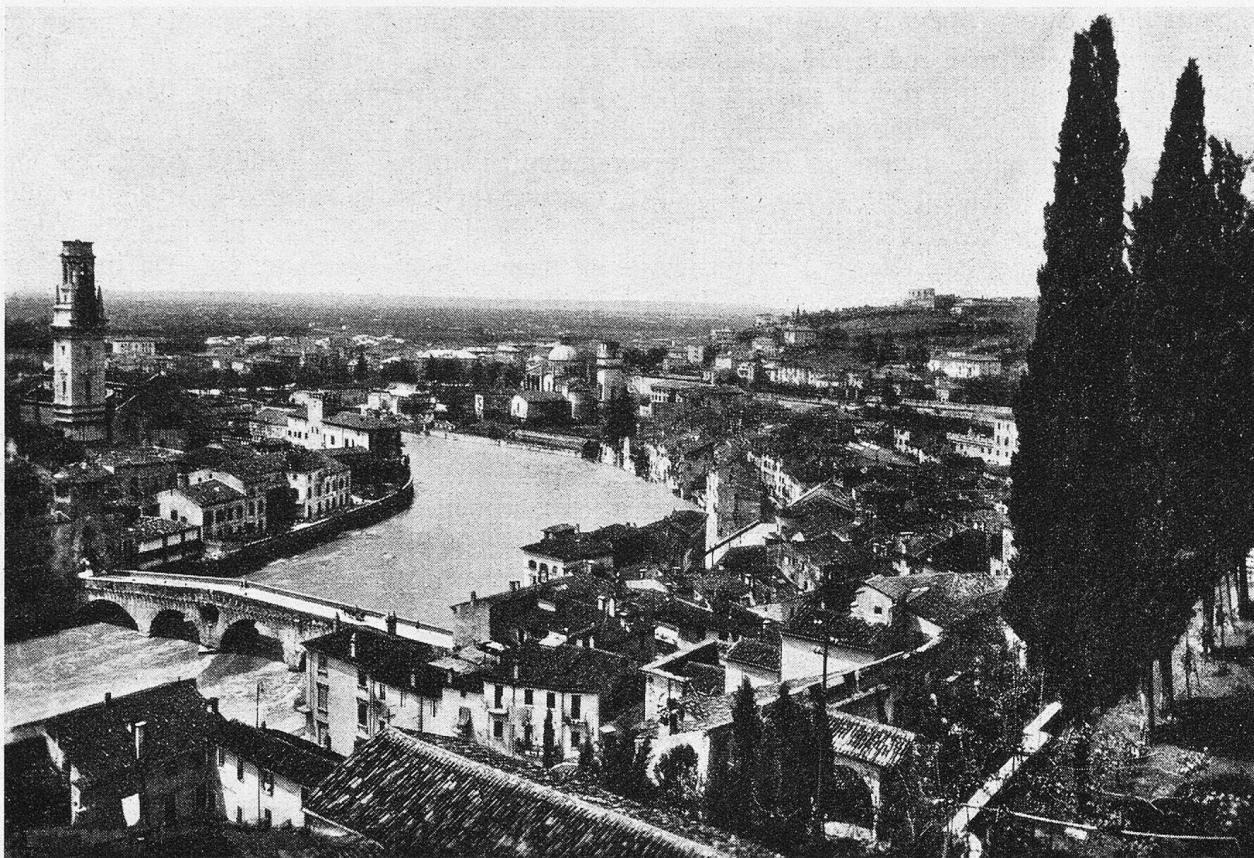
### 1. Verona.

Seit Jahr und Tag erfreut sich der Gardasee eines ausgezeichneten Rufes. Nicht nur, weil er an Größe alle oberitalienischen Seen übertreift. Schönheit, Läppigkeit der Vegetation, Zauber des Südens, Kühnheit der Erscheinung und Lieblichkeit in einem, Ruhm längst entschwundener Dichter, Begeisterung anspruchsvollen Reisevolkes aus den beiden letzten Jahrhunderten, wie der bunte Völkerbesuch der Gegenwart, sie wecken immer im Frühjahr Sehnsüchte in jedem sonnenhungrigen Menschen, und da es in diesem Jahre so gar nicht vorwärtsgehen wollte mit dem Warmwerden, obwohl die Zürcher Zünfter den Bögg, den Winter, schon längst hatten in Flammen aufgehen lassen, wurden alte Wünsche in mir immer lebendiger, und auf einmal lachte er mich

an wie ein freundliches Traumbild, und es war mir, als hörte ich sein Rufen.

Der Gardasee! An den Gardasee! Der Gedanke nahm so hartnäckig Besitz von mir, daß der Entschluß um so leichter gefaßt wurde. Ich fühlte mich frei und ungebunden, und Pflichten, die mich bedrängten wollten, wurden vorweg erledigt. So war der Weg bereitet. Daheim wurden noch fleißig Kohlen in den Ofen geworfen, und der Mai war doch schon vor über zwei Wochen angebrochen. Nun galt es, den Sommer aus dem Süden zu holen und ins helvetische Bergland zu bringen.

Ich kenne keine herrlichere Beschäftigung als Reisebücher aufzuschlagen, Weg und Steg zu studieren und mit dem Finger den Routen nachzugehen, während das Auge schon weit voraus ist und den Flug über Pässe und Seen genom-



Verona. Gesamtansicht.

men hat, dem blauen Himmel zu. Von verschiedenen Seiten her erreicht man den Gardasee. Jede Möglichkeit ist Verlockung und Geschenk zugleich, Vorspiegelung fesselnder Wandertage und auch ein bisschen zages Bedenken, man könnte nicht das Schönste erhaschen.

Aber — das Schönste?

Was ist das Schönste?

Es gibt hier keinen Maßstab. Wie wir den Menschen nach Wesen und Werk nicht auf eine Waage legen können, um allgemein gültige Entscheidungen und Urteile zu erhalten. Jeder birgt seine besondern Ideale in sich, und wenn sie ihm Wirklichkeit oder gar noch übertroffen werden, wird ihm vom Rößlichsten zuteil, was die unwirtliche Gegenwart zu gewähren weiß: ein reines, ungetrübtes Reiseglück.

Glück muß man haben auf Reisen. Freilich ist es ein anderes Glück, als sich der Geschäftsmann, der Erfinder oder der Gelehrte oder Inhaber eines Prämienloses wünscht. Reiseglück verspricht Sonne, kurzweilige, interessante Bekanntschaften, kleine Abenteuer aller Art, ein Schifflein zur rechten Zeit, ein Trunk in einer heimlichen Laube, volkstümliche Freuden, in die man unverhofft

gerät, eine Wolke, die sich teilt und den blauen Himmel öffnet, ein Abend, von lustiger Musik durchklungen, eine sterndurchflimmerte Nacht, eine Stimmung, die den Alltag vergessen macht und die Seele beschwingt, daß sie nach allen Höhen entflattern möchte. Wer solchen Reiseglückes nicht fähig ist, bleibt ewig am Boden haften und erlebt nie die reiche Gnade eines gesegneten Ferientages.

Also, ich suche einen Weg an den Gardasee. Will ich mich ihm von oben oder von unten her nähern? Fahre ich über den Alpberg, über den Brenner oder über den Gotthard? Habe ich's eilig, oder mache ich einen Umweg, benütze ich die Gelegenheit, noch ein, zwei Tage in die römische Vergangenheit unterzutauchen? Es ist oft so kostlich, im Vorbeigehen schnell noch etwas mitzunehmen, das schon längst auf dem Programm steht. Das wollte ich nun auch. Ich bin einmal an Verona vorbeigefahren, ohne ihm Grüßgott zu sagen. Nun hole ich's nach.

Ich fuhr also über den Gotthard. Der Zug ist fast leer. Ich bin mitten zwischen zwei Reisezeiten hineingeraten. Die sonnenhunggrigen Frühlingsgäste sind im Tessin und in den paradiesi-

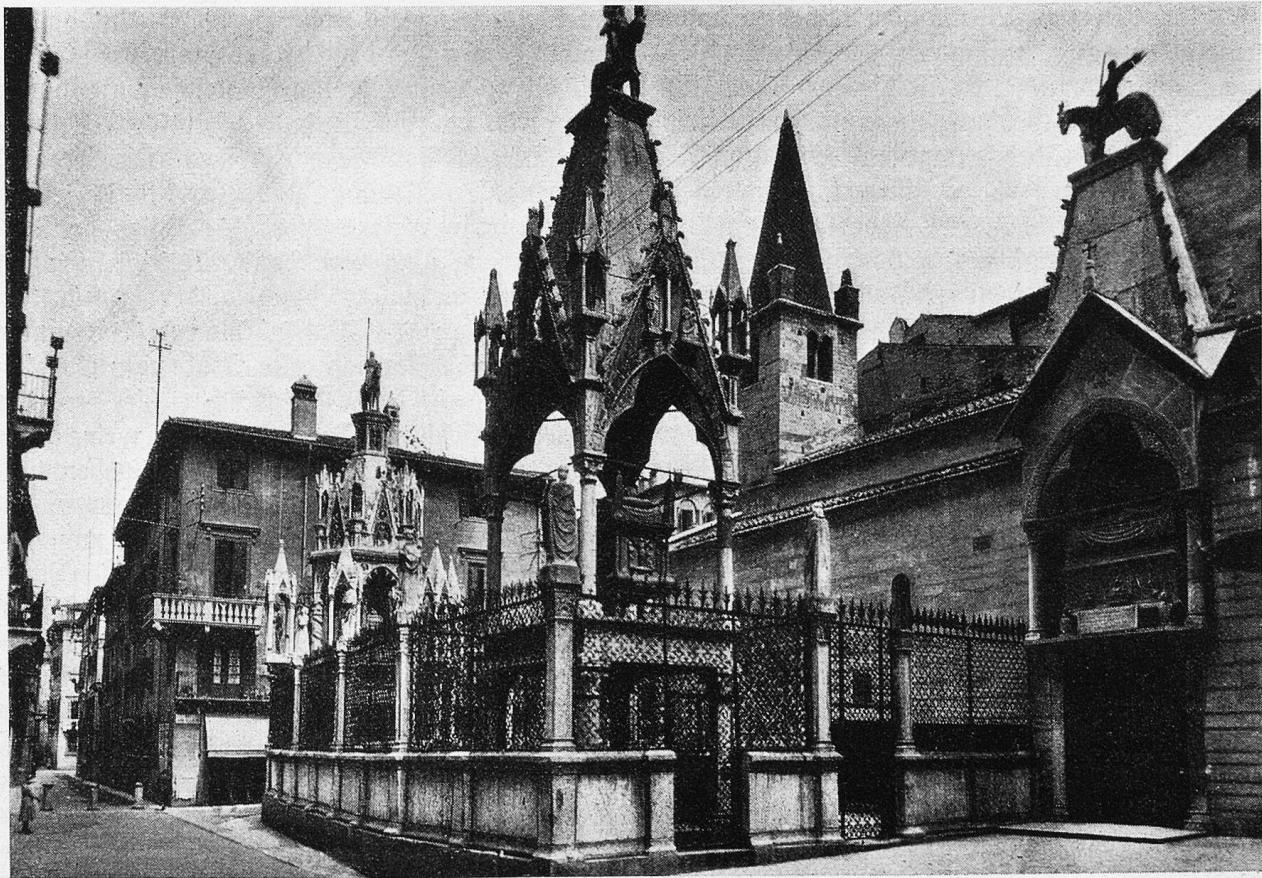
schen Seen Oberitaliens schon abgereist und die badebesessenen Wasserflotscher noch nicht eingetrückt. So bleibe ich ungestört und werde vom Lärm der vielen nicht aus der Fassung gebracht, die mehr die buntgewürfelte Schau und das brodelnde Spiel der Allerweltsgesellschaft an die Ufer der südlichen Seen gelockt haben.

Mit dem schönen Wetter scheint es für einmal vorbei zu sein. Der Himmel schaut nach Regen aus, und tief hängen die Nebel ins Tal der Reuß. Der obere Tessin bietet dasselbe Bild. Der Gottesgarten von Lugano hat weder Farbe noch Glanz. Es klingt unglaublich, zu sagen: man freut sich der Tropfen, die an die Wagenfenster klopfen. Regen, endlich etwas Regen nach den katastrophalen Wochen der Dürre. Die Matten trinken, die Ulker schlürfen, die Reben brauchen Wasser, die Bäume, das Gemüse, die ausgetrockneten Bachbeete, jegliche Kreatur. In der lombardischen Ebene sieht man's den Maulbeerbäumen an, wie sehr sie gelitten haben. Mögen sie sich erholen, die Kulturen ringsum. Wer weiß, vielleicht wird mancher Schaden noch gut. Undes der Bauer aufatmet und noch Ströme des Regens sich vom Himmel herunterwünscht, fahre ich da-

hin, guten Mutes und im Vertrauen darauf, daß auch mir noch etwas Erfreuliches verheißen ist.

Desenzano! Von hier aus besuchen so viele den Gardasee. Wo liegt er? Dort unten, wie eine alte, trübselige Frau, von einem grauen Shawl bedeckt, von einem mächtigen Leid gebeugt. Es braucht Mut zu glauben, daß sie sich verjüngt und in den nächsten Tagen dort als ein lachendes Mädchen aufersteht, das Tausende berückt. Doch solche Metamorphosen gelingen der Natur immer wieder.

Der Name San Martino, den ich an einem Stationsgebäude erhasche, stürzt mich in eine Welt ganz anderer, vom furchtbarsten Unglück gezeichneter Gedanken. Hier liegt ein Schlachtfeld. Ein großes Schicksal und unzählig kleinere haben sich hier erfüllt. Solferino! Am 24. Juni 1859 ist es gewesen, da die Österreicher an einem blutigen Kampftag den Franzosen und Piemontesen unterlegen sind. Den Verwundeten fehlte es an Pflege, den Sterbenden selbst an einem Tropfen Wasser, an der geringsten Handreichung, an einem letzten Wort des Trostes. Zu Tausenden lagen sie schutzlos auf dem Felde und schlossen unter unsäglichen Qualen für immer die



Verona. Die Scaliger-Denkäler.

Augen. In diesen furchtbaren Stunden ging ein Herr in einem leichten hellen Sommeranzug über das Schlachtfeld und half den Franzosen, den Italienern wie den Österreichern. Im Sterben sind sie alle Brüder, so grimmig sie sich am Mittag und am Abend noch bekämpft haben. „Tutti Fratelli!“ sagen es ihm die klagenden Frauen von Castiglione nach.

Der „weiße Herr“, wie ihn die Schwerverwundeten nennen, geht den Ärzten an die Hand, hebt und trägt die Kranken, nickt und lächelt, taucht im Lazarett auf, in der Kapelle, wo die Körper bunt durcheinanderliegen, im Totenhaus, in einer Küche, unter einem Zelt. Überall hilft er, überall tröstet er. Überall wird seine Erscheinung zum Segen.

Wer ist der weiße Herr?

Es ist der große Genfer Henri Dunant, der, vom grauenvollen Bilde und Elend des Schlachtfeldes von Solferino aufgerüttelt, nicht mehr ruhte, bis die Nationen sich in einem großartigen Werk zusammenfanden: in Friedenszeiten sollen Hilfsgesellschaften gegründet werden, die freiwillige Krankenpfleger und -Wärter auszubilden. Diese sind im Kriege unverzichtlich und genießen den Schutz aller Heerführer. Am 28. August 1864 schlossen sich 25 Staaten zur berühmten Genfer Konvention zusammen. Eine Genfer Zeitung schrieb damals: „Es ist dies der erste Fall in der Weltgeschichte, daß ein einfacher Privatmann eine edle Idee anregt und daß in letzter Folge ein Kongress der zivilisierten Mächte sein Werk krönt.“ So hat, recht eigentlich betrachtet, das Rote Kreuz auf den verhängnisvollen Feldern von Solferino seinen Anfang genommen.

Ein mächtiger Turm von 110 Meter Höhe schaut nach der Bahn herüber. Zum Gedächtnis an die Schlacht ward er errichtet und wurde dann in ein Heeresmuseum umgewandelt. Sein Ruf hallte nicht laut genug in alle Welt hinaus, um vor künftigem Blutvergießen alle Völker zu warnen. Der Zufall führte mich rund eine Woche später noch einmal zu einem erschütternden Kriegerdenkmal droben auf dem Pasubio, wo der Weltkrieg in unwirtlichster Bergregion unzählige Opfer forderte.

Am Abend hatte ich Verona erreicht. Vom Bahnhof aus lädt die Stadt nicht ein. Wenn man nicht wüßte, was sie zu bieten hat, man würde sich bleiben und nach Vicenza und Padua weiterfahren, ja bis ans glanzvolle Ende der Route, bis nach Venetien.

Dann hab' ich aber doch zwei Tage Verona

gewidmet. Es war eine wertvolle Zeit. Verona lebt durch die Vergangenheit. Die Gegenwart vermag dem Fremdling hier nicht viel zu sagen. Wohl pulsst ein frisches, starkes Leben. Die Militärs geben im abendlichen Corso den Ton an. Man setzt sich in eines der Kaffeehäuser an der Piazza Vittorio Emanuele, meist kurz Piazza Brà genannt, und mustert das Volk, wie es vorüberzieht, Kavaliere und Dämmchen, Geschäftsherren und Herrlein aller Art. Sie ziehen sich unter die Arkaden zurück, denn eben geht ein mächtiger Platzregen nieder, und ich freue mich für die überdurstige Lombardei, die mit Wonnen trinken wird, für die Bauern, die mit dankbaren Augen nach den Wolken schauen, denn diese haben noch lange nicht alle ihre grauen Mäntel völlig ausgeschüttelt.

Andern Tags habe ich genug zu tun. Ich schlendere durch die innere Stadt. Da hört man es gleich: es war einmal! Verona hat einmal bedeutsame Tage gesehen, und es spielte eine größere Rolle als heute. Die Römer haben es zu einer der blühendsten Städte Oberitaliens gemacht. Deutliche Beweise sprechen noch heute dafür, die große Arena, ein Bauwerk von ungeheuerlichem Ausmaß, und das römische Theater am Westabhang des Colle S. Pietro. Und andere Herren kamen und drückten der Stadt ihren Stempel auf, als einer der berühmtesten unter ihnen Theoderich der Große, in der deutschen Heldenage Dietrich von Bern geheißen. Die Franken nahmen hier Wohnsitz, und Karls des Großen Sohn Pippin regierte hier als König von Italien. Verona ging von Hand zu Hand. Einmal gehörte es zu Bayern, dann wieder zu Kärnten. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ernannten die Gibellinen Mastino della Scala zum Podestà. Das Geschlecht der Scaliger hat hier an den Ufern der Etsch ein Jahrhundert lang eine große Rolle gespielt. Ihr Zeichen, die nach oben verkürzte Treppe, lehrt auf manchem Wappen, auf mancher kunstvollen Eisenarbeit, auf manchem Gitter wieder. Das beredteste und schönste Zeugnis legen von ihm heute noch ab die gotischen Scaliger-Denkäler bei der Kirche S. Maria Antica. Die Sarkophage Mastino des Ersten und Zweiten und anderer hoher Würdenträger, unter freiem Himmel aufgerichtet, sind künstlerisch prächtig durchgearbeitet und zählen zu den Sehenswürdigkeiten, die kein Besucher Veronas versäumt. Am längsten, nahezu vier Jahrhunderte, hat der Löwe von San Marco, die Stadt Venetien, hier ihre Macht entfaltet. Mit den



Verona. Das alte Kastell.

Venezianern hielten berühmt gewordene Architekten der Lagunenstadt Einzug und bauten Werke, die allen Stürmen stand gehalten und durch die edle Haltung ihres Stils noch heute bewundert werden. Unter diesen Baukünstlern zeichnete sich besonders aus Michele Sanmicheli (1484 bis 1559). Er hat der Festung klassische Formen verliehen und manchen Palazzo aufgerichtet, der heute noch der Stadt zur Zier gereicht. So den Palazzo Malfatti an der Piazza Brà.

Es ist eine Freude, die Stadt zu durchqueren. Immer wieder muß man inne halten. Auf Schritt und Tritt wird man durch ein Bauwerk der Vergangenheit gefesselt, hier durch ein Schloß, dort durch ein Tor. Und wenn es auch starke Spuren des Zerfalles aufweist, es zeugt für einen ungewöhnlichen Kunstwillen, wie die Porta del Palio, auch eine Schöpfung Sanmichelis, die Goethe schon bewundert hat.

Ich hatte nicht Zeit genug, auch die Museen zu besuchen. Sie hätten noch manches Detail hergegeben. Denn dort sind die Schätze gesammelt, die Jahrhunderte geschaffen haben. Ich zog den Corso Borsari entlang. Er ist einmal, im sechzehnten Saeculum, die Hauptstraße Veronas ge-

wesen. Hier folgen sich die herrlichen Bauten in enger Nachbarschaft, der Palazzo Bevilacqua (von Sanmicheli), die Palazzi Portalupi und Canossa. Die reichen Fassaden, Gewölbe und Pfeilerhöfe zwingen zum Verweilen. Man kommt nur langsam vorwärts. Draußen am äußeren Ende wurde ich vom mächtigen Castel Vecchio überrascht, der mit seinen Türmen und dem Mauerkranz, nach innen gezackt, mit dem breiten und tiefen Wassergraben und den Zugbrücken nach mittelalterlicher Bauart Eindruck macht. Auf einmal fiel ein leichter Regen nieder, und ich flüchtete mich in den Schutz eines uralten, freistehenden Bogens, wiederum ein wuchtiges Werk der Vergangenheit, das durch sorgfältige Restaurierung vor einem weiteren Zerfall behütet wird.

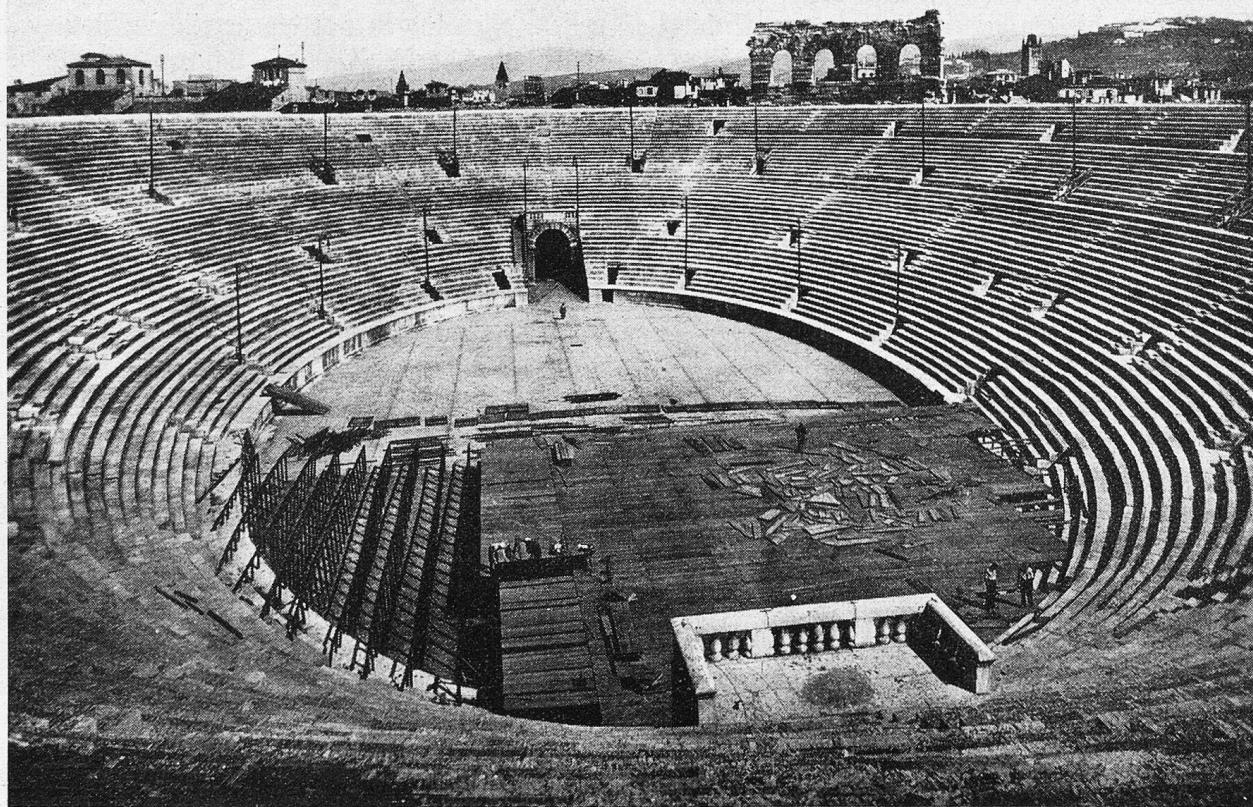
Schon längst hätte das Amphitheater, die Arena, genannt werden müssen. Sie ist das gewaltigste Bauwerk Veronas aus alter, spätromischer Zeit. Unter Diokletian um 290 nach Christi Geburt wurde es errichtet und diente als Schauspielplatz für Gladiator- und Tierkämpfe. Der Grundriss ist ein Oval von ungeheuerlichen Dimensionen. Die große Achse des ganzen Gebäu-

des maß rund 152, die kleine 123 Meter. Ein Erdbeben anno 1184 hat dem Bau großen Schaden zugefügt. Die höchste, dreistöckige Außenmauer ist bis auf vier Arkaden zertrümmert worden. Es ist jedoch noch so viel übrig geblieben und unermüdliche Arbeiten der letzten und auch früherer Zeit haben so viel gerettet, gestützt und nachgebessert, daß ein Monument von einer Wirkung übrig geblieben ist, die jedem Besucher auf den ersten Blick das Wort raubt. 25 000 Personen haben sich jeweilen hier zum gewaltigen Schauspiel zusammengefunden. Sie wurden in Bann geschlagen durch die Mordgier der wilden Tiere und die Kraft und Bravour der Verzweifelten, die um ihr Leben kämpften. Alte Schilderungen berichten, wie der gefährlich Verwundete das aufgeregte Volk um Gnade bitten konnte. Er brauchte nur den Zeigefinger aufzuheben. Wenn die Zuschauer antworteten mit der geballten Hand, den Daumen eingezogen, bedeutete der Wink Erlösung für den Unterlegenen, die ausgestreckte Hand pollice verso (mit gewendtem Daumen) verlangte Kampf, bis alles Leben dem Unglückseligen entwich.

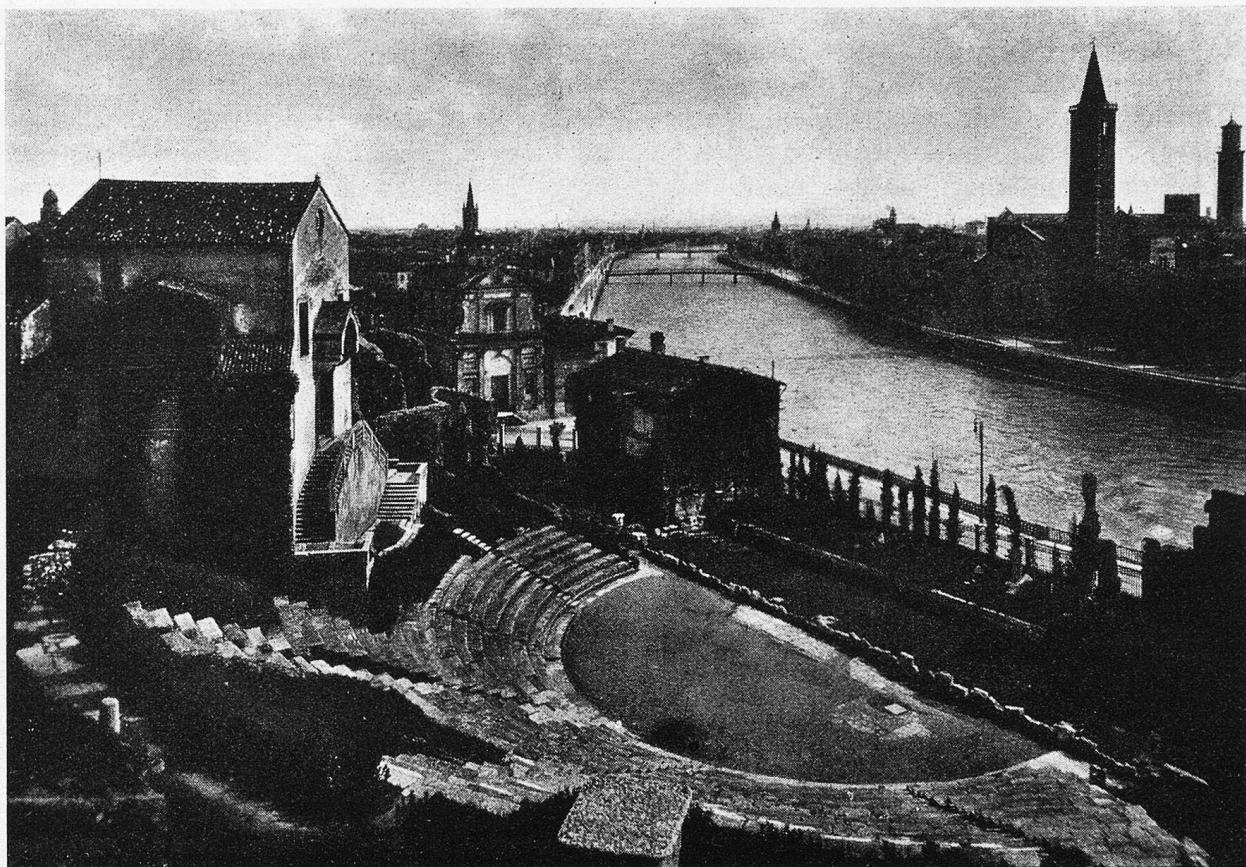
Seit einer Reihe von Jahren ist die Arena

wieder ihrem ursprünglichen Zwecke zugeführt worden. Freilich, ein edlerer Wettsstreit hat Einzug gehalten. Opernaufführungen mit Chor und Orchester finden statt. Die besten Sänger Italiens strömen in den Sommermonaten Juli und August hier zusammen. Fremde aus allen Ländern mischen sich unter die Zehntausende. Die Spiele finden nächtlicherweise statt. Tagsüber ist die Arena im hohen Sommer ein Höllenkrater brütender Hitze. Erst spät um zehn Uhr wird begonnen. Bis gegen zwei Uhr dehnen sich die Vorstellungen aus. Mächtige Scheinwerfer gießen ihr Licht über die wimmelnde Menge. Es muß ein einzigartiges Erlebnis sein, eine wolkenlose Sommernacht in diesem riesigen Theater zu verleben.

Ich kletterte hinauf über die hohen Stufen, die oft durch bequemere Treppen unterbrochen sind. Überall sind Zugänge frei, durch die die alten Veroneser hereinströmten. Man wird verlockt, oben die ganze Runde abzulaufen und zugleich einen Blick auf die Stadt zu tun und hinüber an die von Schlössern und Kasernen besetzten Höhen. Man darf nicht von Schwindelgefühlen heimgesucht werden, wenn man hinunterschaut nach



Verona. Das Innere der Arena.



Verona. Das römische Theater.

der Piazza Brà, wo in langen Reihen die Tischchen stehen der Kaffeehäuser, die unter Tags und bis spät in die Nacht gut besetzt sind.

Unten auf der Szene wurde gearbeitet. Hammerschläge ertönten, und eine mechanische Holzsäge schrillte hinein in die Stille. Moderne Erfindung und Kultur und antike Umgebung gehen hier eine seltsame Verbindung ein. Eigenartig berührt es auch — ein kurzweiliger Führer erzählte mir's — zu vernehmen, wo die heutigen Künstler sich für die Szene rüsten. Die einstigen Kerker der dem Tode bestimmten Gefangenen und Verbrecher dienen jetzt den Sängern als Garderoberäume. Wie doch die Zeiten und mit ihnen die Menschen und alle Dinge sich wandeln!

Man kommt nicht los von dieser Arena. Immer wieder mußte ich mich ihr zuwenden. Alllei Fragen melden sich. Wird man auch alles hören in diesem Riesentheater? Da klatscht mein Führer in die Hände. Der Schall pflanzt sich durch alle Ränge fort, von zu unterst bis an den obersten Kreis. Das heisse Problem der Akustik ist trefflich gelöst.

Beim Verlassen des Theaters werfe ich noch einen Blick in das Labyrinth der dunkeln Gänge

und nach den viele Meter dicken Mauern. Sklaven haben sie aufgerichtet. Kluge Baumeister haben sie entworfen. Als Reile greifen die mächtigen Mauerstücke ineinander und bilden gigantische Gewölbe, die Jahrhunderten trozen. Anderthalb Jahrtausende haben sie schon standgehalten, und unwillkürlich ist man versucht zu fragen: wie lange wird dauern, was die heutige Zeit errichtet, und wenn es noch hielte — wird es die Generationen um die Mitte des vierten Jahrtausends auch so zur Bewunderung zwingen, wie wir heute diese Arena der Römer noch bestaunen?

Das römische Theater zwischen Castel San Pietro und dem stattlichen, eingedämmten Etschfluß reicht zeitlich noch weiter zurück als die Arena. Sein Bau fiel in die Zeit des Augustus. Nach alten Bildern und Rekonstruktionen zu schließen, muß es ein Werk kühnster und herrlichster Kunst gewesen sein. Dann, als der Stern der Römer untergegangen war, rückten nüchterne Zeitläufe an, die den schön geschwungenen, marmornen Sitzreihen nicht mehr Achtung zollten, als daß sie sie als Steinbruch benützten und Blöcke daraus holten, um neue Häuser aufzu-

richten. Heute sucht man zu retten, was noch zu retten ist. Man bessert aus, man klammert zusammen, was auseinanderfallen will, und fragt sich kopfschüttelnd: Wie war es möglich, in den sonnigen Hang mit dem schönen Blick gegen die Stadt Kirchen und Privathäuser zu bauen, in die Stufen hinein und über sie, wo einstmals das Volk den Spielen lauschte, das unten in der Orchester vor sich ging. Nachdenklich stieg ich hinauf über die steilen Ränge, durch einen Gurtelgang getrennt, höher und immer höher und setzte mich nieder in einem sonnigen Klostergärtchen. Ich überschaute die weite Schleife der Etsch und lauschte dem seltsamen Läuten der Glocken, das vom Turme der nahen Dominikanerkirche Sant' Anastasia über die Stadt dröhnte. Der Himmel hellte nun mächtig auf. Die wandernden Wolken warfen noch ernste Schatten auf das Gewoge der Dächer und schufen ein zwiespältig Bild, so un durchsichtig wie der krause Gang der Geschichte, der auf den Zerfall dieses Theaters sein rätselvolles Siegel aufgedrückt. Von südlicher Vegetation umrauscht, von klösterlicher Ruhe umgeben und von den buntesten Blüten der Phantasie unterhalten, genoß ich hier oben ein Viertelstündlein des Glückes, wie es nur selten den einsamen Wanderer beschleicht. Keinem Menschen verpflichtet, nur auf mich selber gestellt, horchte ich in mich hinein und hinaus in die Welt, die mir voller Schönheit und Wunder schien.

Und höher stieg ich nach dem Gesuaten Kloster S. Girolamo, das heute das Museo Romano beherbergt. Es zeigt eine prähistorische Sammlung und manches Merkwürdige von Verona.

Und draußen lockt die sonnige Gegenwart mit so versüßerischem Schein.

Ich kehrte in die Stadt zurück und schlenderte durch manche Straßen. Ich ließ mich vom Strome der Via Mazzini treiben. Sie ist des Abends die große Pulsader des Lebens. Hier schieben sich in drangvoller Enge die Einheimischen aneinander vorbei, Geistliche und Militärs aller Grade. Die Uniformen spielen eine große Rolle. Zeitungsverkäufer schreien mit sonoren Stimmen Gazetten aus und schlängeln sich geschickt durch die Menge. Die eleganten Magazine sind alle bis in die späten Abendstunden geöffnet. Farbige Lichter werben für Cafés und Kinotheater.

Zwischen den beiden Plätzen Brà und Erbe flutet das Volk hin und zurück. Die Piazza Erbe, farbig und charakteristisch gestaltet durch alte und nicht alltägliche Häuserfluchten, hält die Besucher

fest. Der Palazzo Maffei auf der Nordseite, ein schmucker Barockbau, verleiht dem Platz ein vornehmes Gepräge. Bürgerlicher mutet der bunte Früchte- und Gemüsemarkt mit seinen großen Schirmen an. Das bunte Spiel des Volkslebens vollzieht sich unterm Schutze des alten Uhrturmes, der Torre del Gardello. Goethe hätte heute nicht mehr so sehr Klage zu führen wider die Unreinlichkeit Veronas. Die wichtigeren Straßen werden sauber gehalten.

Ich schlüpfe durch einen Torbogen und erlebe eine neue Überraschung. Die Piazza dei Signori wird umstellt von Bauten erlebener Schönheit. Die Signori sind die Scaliger. Ihren Ruhm verkündet der Palazzo della Ragione, das alte Stadthaus. Schon 1193 ward es begonnen. Später Jahrhunderte haben ihm eine Renaissancefassade beschert und eine gotische Freitreppe, die mit Recht zu den baulichen Sehenswürdigkeiten Veronas zählt. Die Prefettura war gleichfalls ein Scaligereschloß. Das schöne Portal ist ein Werk Sanmichelis. In der Loggia del Consiglio, einem herrlichen Bauwerk der Frührenaissance, haben die Standbilder berühmter Veroneser aus dem Altertum Platz gefunden. Wir nennen nur den lateinischen Sänger Catull, der dem Gardasee so viel zitierte Strophen gewidmet hat, und den jüngern Plinius. Seine Schilderung vom Untergange Pompejis und Herkulaneums ist heute noch nicht vergessen.

Auch wenn man die Namen all dieser großen Bauherren, die von einem Jahrhundert ins andere hinüber das ins Große weisende Bild dieser Piazza dei Signori schufen, nicht kennen würde, man spürte doch alsbald den feinen Sinn der Schöpfer und versteht es, daß jeder Besucher Veronas auch hier einmal geweilt haben will.

Von den berühmten Kirchen besuchte ich nur die Sant' Anastasia und den Dom. Die erste ist eine dreischiffige gotische Säulenbasilika. Sie ist gerade so alt wie die schweizerische Eidgenossenschaft. Die Dimensionen überwältigen. In den Kapellen und auf den Altären findet sich manches berühmte Bild. Ein ganzes Museum von Fresken und Kruzifixen ist zusammengetragen. Unvergessen bleiben jedem die beiden buckligen Zwergen, die die Weihwasserbecken tragen.

Der Dom in romanischem Stil reicht bis ins 12. Jahrhundert zurück. Hier hatte mich eine Schar übermütiger Buben erwischen und führte mich im Wettkampf in einen schönen und stimmungsvollen Kreuzgang hinüber. Was die

Knirpse alles wissen wollten und wie sie sich als kundige Eiceroni aufspielten mit ein paar auswendig gelernten Sätzchen! Einer suchte den andern zu übertrumpfen. Aus dem Wirrwarr ihrer Erklärungen fischte ich ein paar Brocken heraus, widmete meine Aufmerksamkeit einem altchristlichen Mosaikfußboden und entledigte mich der Kerlchen, indem ich ihnen ein Häuflein Goldi zusteckte, in die sie sich brüderlich teilen mußten. Brüderlich! Ein lauter Kampf und ein Balgen und Rufen hub an. Ich bummelte schon drüber über der Etsch, als sie noch immer dabei waren, den Handel auszufechten.

Des Nachts herrscht wenig Leben in Verona. In keinem Kaffeehaus wurde musiziert. In den Hauptstraßen werden keine Bettelmusikanten geduldet. Die Armut verbirgt sich. In den letzten Jahren ist manches anders geworden in Italien. Ordnung scheint zu herrschen, mehr Sitte und

Zucht. Ob der Blick des flüchtigen Reisenden recht behält?

Das moderne Italien! Es regt sich. Es will auch zeigen, was die Gegenwart leisten kann. Man führt mächtige Paraden, ja ganze Schlachten auf mit Wolken und Donnergeknatter. Das Volk strömt in die Kinos. Dort wird ihm ein pompöses Schauspiel geboten. Der deutsche Führer hat Italien einen Gegenbesuch gemacht. Es gab Feierlichkeiten, wie sie wohl in der ganzen Weltgeschichte noch keinem königlichen und kaiserlichen Haupte bereitet worden sind. Was für eine Freundschaft!

Wird sie Bestand haben? Möge sie sich großherzig weiten, von Grenze zu Grenze, von Meer zu Meer, von einem Erdteil zum andern!

Aber, wie wenig vermögen Wünsche in einer Zeit, da so fiebhaft gerüstet wird und ganze Heere aus dem Boden gestampft werden!

### Bettlerballade.

Prinz Bertarit bewirtet Veronas Bettlerschaft  
Mit Weizenbrot und Kuchen und edlem Traubengebeten  
Ist ein jeder, der sich mit Lumpen deckt, saft.  
Der, heischend auf den Brücken der Etsch, die  
Rechte reckt.

Auf edlen Marmorsesseln im Saale thronen sie,  
Durch Riß' und Löcher gucken Ellbogen, Zeh' und  
Knie.

Nicht nach Geburt und Würden, sie sitzen grell ge-  
mischt,  
Jetzt werden noch die Hasen und Hühner aufgetischt.

Der tastet nach dem Becher. Er durstet und ist blind.  
Den Krüppel ohne Arme bedient ein frommes Kind.  
Ein reizend stumpfes Näschen geckt unter strupp-  
gem Schopf,

Mit wildem Mosesbarte prahlte ein Charakterkopf.  
Die Herzen sind gesättigt. Beginne, Musika!  
Ein Dudelsack, ein Hackbrett und Geig' und Harf'

ist da.

Der Prinz, noch schier ein Knabe, wie Gottes Engel  
schön,

Erhebt den vollen Becher und singt in das Getön:  
„Mit frisch gepflückten Rosen bekrön ich mit das

Haupt,

Des Reiches eh'rne Krone hat mir der Ohm geraubt.  
Er ließ mir Tag und Sonne! Mein übrig Gut ist klein!  
So will ich mit den Armen als Armer fröhlich sein!“

Ein Bettler stürzt ins Zimmer. „Grumell, wo  
kommst du her?“

Der Schreckensbleiche stammelt: „Ich lauscht von  
ungefähr,  
Gebettet an der Hofburg . . . dein Ohm schickt

Mörder aus,  
Nimm meinen braunen Mantel!“ Erzschritt um-  
dröhnt das Haus.

„Drück' in die Stirn den Hut dir! Er schattet tief!  
Geschwind!

Da hast du meinen Stecken! Entspring', geliebtes  
Kind!“

Die Mörder nahen klirrend. Ein Bettler schleicht  
davon.

— „Wer bist du? Zeig' das Antlitz!“ Gehobne  
Dolche drohn.

— „Läß ihn! Es ist Grumello! Ich kenn' das Loch  
im Hut!  
Ich kenn' den Riß im Armell! Wir opfern edler  
Blut!“

Sie spähen durch die Hallen und suchen Bertarit,  
Der unter dunklem Mantel dem dunkeln Tod ent-  
flieht.

Er fuhr in fremde Länder und ward darob zum  
Mann.

Er kehrte heim gepanzert. Den Ohmerschluger dann.  
Verona nahm er sturmend in rotem Feuerschein.  
Am Abend lud der König Veronas Bettler ein.

Conrad Ferdinand Meier